

Ein Transgender-Gangster wird geläutert

Jacques Audiards Musicaldrama «Emilia Pérez» ist energiegeladen wie kaum ein Film in diesem Jahr

PATRICK STRAUMANN

Die Figuren, die Jacques Audiard in seiner mittlerweile dreissigjährigen Karriere als Regisseur geschaffen hat, sind stets mit starken Strichen gezeichnet und in ihrer Charakterisierung oft unvergesslich: Da waren die stumme Büroangestellte und der Kleinkriminelle in «Sur mes lèvres», die beinamputierte Orca-Dresseurin, die sich in einen Amateurboxer verliebt («De rouille et d'os»), die Auftragskiller im traumatisch verfremdeten Western «The Sisters Brothers».

Durchkämmt man Audiards Produktionen nach wiederkehrenden Themen, so stösst man auf zahllose Gewaltmanifestationen, die stets wie eine Erb-sünde über den Figuren lasten. Markant ist auch sein sicherer und reflexiver Umgang mit unterschiedlichen Gattungen und Stilrichtungen, der von einer soliden Kenntnis der Filmgeschichte zeugt. «Man meint, im Kino zu sitzen», ist ein Satz, der in seinem Immigrantenthriller (und Palme-d'Or-Gewinner) «Dheepan» von der tamilischen Protagonistin ausgesprochen wird: Der Regisseur hätte die Replik in jeder seiner Inszenierungen unterbringen können.

Neues Leben in der Schweiz

Auch «Emilia Pérez», Audiards zehnte Produktion, trägt die Handschrift des Franzosen: In den Studios von Bry-sur-Marne in der Pariser Region mit internationalen Stars auf Spanisch gedreht, ist das Trans-Musical ein bildstarkes Plädoyer für ein Kino, das in der Variation der Genres zu einem persönlichen Ausdruck finden will. Der Plot dreht sich um einen mexikanischen Drogenbaron, Manitas del Monte, der (oder eben: die) nach einer Geschlechtsoperation als Emilia Pérez aufsteht und den Pfad der Sühne betritt, bevor die Vergangenheit umgehend ihren blutigen Tribut einfordert.

Um sicherzustellen, dass seine Transition mit der gebotenen Diskretion über die Bühne geht, heuert del Monte die Anwältin Rita (Zoë Saldaña) an, der die flächendeckende Korruption in Mexiko sämtliche Illusionen bezüglich einer ehrbaren Karriere genommen hat. Als Emis-särin – und einzige Eingeweihte – organisiert Rita in Israel einen Chirurgen.

Dann täuscht sie Manitas' Tod vor und siedelt Jessi (Selena Gomez), die Frau des Kartellchefs, zusammen mit den Kindern in sicherer Distanz zu den konkurrierenden Banden in einer winterlichen Schweiz an: Mit Gourmandise skizziert die Kamera hier ein märchenhaftes Lausanne.

Liegt es an ihrer neuen Identität, oder empfindet sie Reue ob der Sünden



Aus einem skrupellosen Kartellführer wird die reumütige Emilia Pérez (Karla Sofía Gascón).

SHANNA BESSON / NETFLIX

in der Vergangenheit? Als Emilia Pérez verschreibt sie ihr Leben nun jedenfalls dem Versuch, den anonymen Opfern des Drogenkriegs postum Gerechtigkeit zu verschaffen. Nachdem die Protagonistin sich auf dem Weg zur ihrer Selbsterlösung in eine junge Witwe aus ärmlichen Verhältnissen verliebt hat, nähert sich die Inszenierung streckenweise einer überzuckerten Telenovela, die allerdings rasch eine scharfe Wende nimmt, als sich bei Emilia die Sehnsucht nach den Kindern manifestiert und sie Rita damit beauftragt, Jessi aus der Schweiz zurück nach Mexiko zu bringen.

Mit der Wiederbegegnung – Emilia gibt sich als ferne Cousine von Manitas aus und installiert die Familie in ihrem luxuriösen Anwesen – setzt Audiard seinen Film erneut unter Spannung. Einer ihrer Söhne vermeint, unter Emilias Parfum den Geruch des Vaters wiederzuerkennen, ein erstes Anzeichen der sich ankündigenden Katastrophe, dass die soziale Transition bald definitiv aus dem Ruder laufen wird.

Audiards Inszenierung ist virtuos genug, um die Motive visuell auszukosten und bis zum Exzess zu überhöhen, ohne den Blick fürs Detail zu verlieren. Noch als Drogenboss leitet Manitas

seine Geschäfte im gepanzerten Humvee, der lautlos durch die mexikanische Wüste gleitet, die Strassen sind von farbigen Girlanden und Marktständen gesäumt, die Zeitungskioske berichten von blutigen Femiziden und Bandenterror.

Ausufernde Psychen

Die musikalischen Einlassungen geben der Regie die nötige Elastizität, um Emotionen und Trauma, Gewalt und Emanzipation, Blindheit und Treue ineinander verfließen zu lassen. Die Aufhebung der naturalistischen Gesetze erlaubt es dem Musical, die Porträts der Drogenoten in einer Konstellation am Nachthimmel aufsteigen und Rita ihre Tagträume ausleben zu lassen; bravourös ist auch ein explosives Duo von Jessi und einem Liebhaber, das von der Kamera wie eine Karaoke-Show gefilmt wird.

Will man in den ausufernden Psychen der Figuren eine gemeinsame Ambition ausmachen, so stösst man vermutlich auf ihren geteilten Willen zur Emanzipation: Die Jury in Cannes hatte sich nicht getäuscht und die Schauspielerinnen kollektiv den Darstellerpreis verliehen.

Betrifft eine Geschlechtstransition nur den Körper, oder bringt sie eine

verschüttete Facette der Seele zum Vorschein? Audiard weiss natürlich, dass er sich mit dieser Frage in einem Minenfeld bewegt, und delegiert die provisorische Antwort an Rita und den Chirurgen, die sich im Vorfeld von Manitas' Operation diesbezüglich einen eloquenten Schlagabtausch liefern.

Relevanter ist allerdings ohnehin die Position der Regieführung: Emilia Pérez (wie im Übrigen auch Manitas del Monte) wird von der transsexuellen Schauspielerin Karla Sofía Gascón gespielt, deren eigene Transition im Resonanzraum der Inszenierung stets mitschwingt. Wie in Audiards «Un prophète», in dem der Protagonist sich in eine Einzelzelle verlegen liess, um die anstehende Gefängnisrevolte zu überleben, erweist sich der Geschlechterwandel hier als ein unverhoffter Weg in die Freiheit – selbst wenn am Ende ein Sturm hochzieht.

«Emilia Pérez» baut auf Verwandlung und Inkarnation, als Musical ist der Film eine Talentedemonstration, mit seinem souveränen Spiel mit den künstlerischen Mitteln formuliert der Regisseur zugleich auch wie ein Glaubensbekenntnis ans Kino, bildstark inszeniert und energiegeladen wie wenig andere Produktionen dieses Jahres.

Lebenshilfe von Alain Berset

Der Alt-Bundesrat gibt in einem Buch Tipps zur Stressbewältigung

THOMAS RIBI

Eitelkeit hilft, Stress abzubauen. Darauf käme man vielleicht nicht ohne weiteres. Aber Alain Berset ist davon überzeugt. Stress hatte er oft. Und es gelang ihm, damit fertigzuwerden. Meistens offenbar ganz gut. Im Buch «Der Berset-Code», das soeben erschienen ist, erzählt er davon. Im Gespräch mit dem Psychiater und Neurowissenschaftler Gregor Hasler gibt der frühere Gesundheitsminister und heutige Generalsekretär des Europarats Tipps, wie man Belastungen bewältigt, und äussert sich darüber, wie er die Covid-19-Pandemie erlebt hat.

Kennengelernt haben sich Hasler und Berset vor drei Jahren. Im August 2020, während der ersten Welle der Pandemie, hielt Hasler vor dem Gesundheitsminister und seinem Team einen Vortrag darüber, wie man sich von Schwierigkeiten nicht aus der Bahn werfen lässt, sondern sie überwindet. Nach Bersets Rücktritt aus dem Bundesrat im vergangenen Jahr traf man sich zu Gesprächen. Aus diesen entstand das Buch.

Die Kehrseite der Macht

Auf den Punkt gebracht ist der «Berset-Code» rasch. Drei Faktoren, resümiert Hasler, seien entscheidend: extreme Leistungsbereitschaft, Freude an der Verantwortung und Entscheidungsfreude. Alles ist bei Berset offenbar reichlich vorhanden. Das klingt, als befände man sich in einem Führungsseminar. Und so liest sich das Buch auch über weite Strecken. Aber eigentlich soll es um anderes gehen.

Um die Kehrseite der Macht nämlich. Darum, wie man den Druck erträgt, der auf Menschen lastet, die Verantwortung tragen. Das geschieht in einer Mischung von Lebenshilfe, historischer Aufarbeitung der Pandemiejahre und Selbstdarstellung eines Magistraten, der deutlich macht, dass er mit der Bilanz seiner Leistungen zufrieden ist. Kritische Fragen stellt Hasler kaum, Berset kann sich der Bewunderung seines Gesprächspartners sicher sein.

Harmonie ist Prinzip des «Berset-Codes»: «In diesem Buch geht es mir nicht darum, Alain Berset politisch herauszufordern oder ihn auf die Couch zu legen», schreibt Hasler. Er wolle keine skandalösen Geheimnisse ans Licht bringen. Die Affären, welche die Amtszeit des Gesundheitsministers erschütterten, werden totgeschwiegen. Sobald es um seine Familie geht – und damit um die Geschichte seiner ausserehelichen Eskapade gehen könnte –, blockt Berset ab: zu privat.

«Ich bezweifle praktisch alles»

Ganz am Rand spielt er auf seinen Kommunikationschef Peter Lauener an, gegen den nach wie vor wegen Amtsgeheimnisverletzung ermittelt wird – mit der Bemerkung, Lauener sei «wegen eines höchst fragwürdigen Verhaltens eines Staatsanwalts aus dem Amt gedrängt» worden. Auch das gehört zum «Berset-Code». Auf die fast schon ketzerische Frage seines Gegenübers, wie er sich erkläre, dass alle Vorwürfe an ihm abgeprallt seien, stellt Berset richtig: den «Teflon-Effekt» habe es nie gegeben. Weil es keine Skandale gegeben habe.

Alles, was man gegen ihn vorgebracht habe, sei aufgebauscht worden, sagt Berset. Und auf Vorwürfe, die nicht stichhaltig sind, solle man nicht reagieren. Dass er das virtuos beherrscht, hat Berset oft gezeigt. Der Motor seines Denkens sei übrigens der Zweifel, sagt er: «Ich bezweifle praktisch alles.» Sich selbst allerdings schliesst er in seine Zweifel nicht ein. Dafür ist es ihm wichtig, authentisch zu sein. Auch als Gesundheitsminister habe er ab und zu eine Zigarre geraucht. Aber nicht heimlich, sondern öffentlich. Das sei wichtig, damit die Menschen spüren: Auch Politiker sind nicht perfekt. Nicht einmal Alain Berset.

Gregor Hasler: Der Berset-Code. Die Resilienz-Strategien von Alain Berset. Ein Dialog. Wör-terseh-Verlag, Lachen 2024. 220 S., Fr. 28.90.

Surrealistischer Blues gegen die Angst

Lesungen von Aja Monet sind Konzerte. Am Dienstag trat die Spoken-Word-Poetin aus New York in Zürich auf

ADRIAN SCHRÄDER

Wörter schweben durch den Raum. Punktgenau gesetzte Silben werden getragen von Jazz-Klängen. Man hört wohlgeformte Zeilen, die nachhallen. Sätze und Satzfragmente fügen sich in eine Konversation. Eine Konversation, in der es um Liebe, um Gemeinschaft und die Bildung einer solchen, um un-freiwillige Migration und nicht zuletzt um Identität geht.

Es ist das Werk der amerikanischen Spoken-Word-Virtuosin Aja Monet, die an diesem Dienstagabend mit einem Jazztrio vor ein paar hundert Personen auf der Bühne der Zentralwäscherei in Zürich steht. Die 37-jährige New Yorkerin ist seit Jahren eine gewichtige Stimme in der afroamerikanischen Kultur. Sie steht in der Tradition von Künstlern wie den Last Poets, Sonia Sanchez oder Jayne Cortez, sieht sich als surrealistische Blues-Poetin. Doch ihre Lesungen sind Konzerte. Die Sprache wird eingefasst von Schlagzeug, Kontrabass, Piano und

Trompete, man inszeniert die Gedichte im musikalischen Zusammenspiel.

Im Gespräch wenige Minuten vor dem Auftritt betont Aja Monet diese Musikalität immer wieder – den Sound, den Klang der Wörter. Sie sieht sich ebenso als Sprecherin wie als Musikerin, auch wenn sie während des knapp 80-minütigen Konzerts nur wenige Zeilen tatsächlich singt. Um ihr Mikrofon und ihr Pult ranken sich Blumen.

Schmelzende Gewehre

Als «surrealist blues poet» triggert Aja Monet zwar das Unterbewusste, aber auch das Bewusstsein kommt nicht zu kurz. Dabei kann man ihre Gedichte als Appell an den Humor verstehen. «If we had a sense of humor, we would all be more radical. We would melt all the guns» – wenn wir einen Sinn für Humor hätten, wären wir alle radikaler. Wir würden alle Waffen einschmelzen», sagt sie in «The Devil You Know», zu dessen intensivem Swing sie ihren breitkrem-

pigen Hut ausschüttelt – gerade so, als könnte man den Teufel damit verschuchen.

Witzig ist auch, wenn sie in einem Liebesgedicht den schlafenden Liebsten als hungrigen Engel beschreibt, mit Schnarch- und Flatulenzgeräuschen. Oder wenn sie mit den Pärchen im Publikum scherzt und sagt, jene, die von ihren Partnern oder Partnerinnen eingeladen worden seien, sollten sich dankbar schätzen, solch hohe Kultur geniessen zu dürfen.

Zu Monets Mitteln gehören auch Charme, Scharfsinn und Selbstbewusstsein. Manchmal steht sie breitbeinig da, die Hände in den Taschen – wie ein stolzer Zimmermann auf der Walz. Immer wieder appelliert sie an das Kindliche in uns und zugleich an unsere Verantwortung für die Kinder. Kinder schauen der Weltgeschichte mit einem Grinsen in die Augen, heisst es im Gedicht «For The Kids». Dies rät sie auch dem Publikum, sonst sei man nicht fähig zur Emanzipation.

Sie kann auch unpoetisch werden: «Deportation, Besetzung und Genozid sind nicht verhandelbar. Da muss man sofort Lösungen finden», sagt sie auf der Bühne und im Gespräch. Was in den «geteilten Staaten von Amerika» passiere, sei typisch für den ganzen Globus: «Die Menschen werden mit Angst manipuliert und kontrolliert.»

Der Mensch im Mittelpunkt

Kunst sei da nötig, um die Menschen in den Mittelpunkt zu stellen, ihnen Handlungsstrategien aufzuzeigen und Selbstbestimmung zu ermöglichen. «Irgendwie müssen wir uns mit unserer Verantwortung füreinander versöhnen.» Ihr Ruf nach Verantwortung und Gerechtigkeit klingt ernsthaft, eindringlich und form-schön. Man mag sich zwar fragen, ob Aja Monet viel bewirken kann mit ihrer Poesie. Jedenfalls gelingt es ihr, die Aufforderung im Tournee-Titel umzusetzen: «Let's be offline together» – das waren achtzig Minuten lebendiger musikalischer Poesie.